



„Ich weiß nicht, ob es heute noch mal so klappen würde mit dem Abitur“, sagt der Erziehungswissenschaftler Ulrich Schneider

„Mein Vater war ein Ewigbeschissener“

Im Gespräch Aufgewachsen ist Ulrich Schneider als Arbeiterkind im Ruhrgebiet. In seinem Buch „Mutti, komma ans Fenster!“ erzählt er von seinem Vater, der erschöpft mit 61 starb. Wie hat ihn das geprägt?

Sein Vater schaufelte Schlamm im Klärwerk, starb mit 61 – kaputt von einem Leben, das ihm nie gehörte. Ulrich Schneider hat daraus ein Buch gemacht: „Mutti, komma ans Fenster!“ Eine Arbeiterkindheit im Ruhrgebiet, das im Westend Verlag erscheint. Unter Willy Brandt, sagt er im Gespräch mit dem Freitag, sei für Arbeiterkinder vieles besser gewesen. Doch was heißt das für heute? Ein Gespräch mit Deutschlands bekanntestem Soziallobbyisten.

der Freitag: Herr Schneider, in Ihrem Buch erzählen Sie von Ihrer Kindheit in Oberhausen, der „Wiege der Ruhrindustrie“. Dort wurden Sie als zweites Kind des gelernten Buchbinders und

Bilderrahmers Joseph Schneider geboren. Ihr Vater arbeitete als Bierfahrer und für eine Wach- und Schließgesellschaft. Ulrich Schneider: Später war er Maschinist bei Mannesmann im Klärwerk. Schlamm schippen. **Aber titelgebend ist Ihre Mutter.** Nee, der Satz ist von unserem Nachbarn. Der wohnte im 2. Stock und hat immer „Mutti, komma ans Fenster“ hochgebrüllt, wenn er ein Butterbrot wollte oder so. Das hat mich unheimlich genervt. **Das muss ziemlich beengt gewesen sein, als Arbeiterfamilie im Ruhrgebiet.** Extrem eng. Wir waren vier Leute auf 50 Quadratmetern. Zweieinhalb Zimmer, eine klitzekleine Küche. Die ganze Kindheit wird davon geprägt, dass man immer

draußen ist, unter anderen Kindern, und da sein Ding macht. **Ihr Vater ist ziemlich früh gestorben, 1977, Sie waren 19. Ihre Wut kam erst später. „Wut auf all die, die ihn benutzt und ausgebeutet hatten“, schreiben Sie. Wen meinen Sie konkret?** Mein Vater Josef Schneider ist ein Ewigbeschissener. Er maß nur 1,62 Meter, war aber ungeheuer zäh, Hände mit Schwielen, starker Raucher, trank Doppelwacholder. Als junger Mann im Kaiserreich hat er eine Lehre als Buchbinder begonnen. Damals hieß Lehre 24/7, er musste am Wochenende auf die Kinder des Meisters aufpassen, das war Ausbeutung vom Feinsten. 1938 wurde er zum Arbeitsdienst eingezogen, kam später als Sanitäts-offizier mit der Wehrmacht an die Ostfront und dort in Gefangenschaft. Praktisch die ganze erste Lebenshälfte hat er nichts gehabt, wurde nur von anderen gebraucht und missbraucht. Kriegsgewinnler und Nazis profitierten. In der Bundesrepublik konnte er nicht in seinem Beruf arbeiten, wurde Bierfahrer, das waren sechs Tage in der Woche, und am siebten Tag musste er auf dem Hof der Brauerei die Hunde füttern. **Bei Mannesmann war es nicht besser?** Das Schlammschaufeln dort war auch harte körperliche Arbeit, mit 58 war er erwerbsunfähig und er starb mit 61. Ich bin wütend auf alle, die in diesem System von seiner Arbeitskraft profitierten. **Könnte das heute noch passieren?** Das passiert ja! Wir haben zwar einen besseren Arbeitsschutz und keine Sieben-Tage-Woche mehr, aber wir müssen verdammt aufpassen, was da gerade politisch diskutiert wird. Es gibt rechtlich kein Zwei-Klassen-System mehr, das Angestellte gegenüber Arbeitern besserstellt. Jetzt haben Arbeiter denselben Kündigungsschutz und Lohnfortzahlung im Krankheitsfall. Zum Glück! Aber wir haben nach wie vor Leute, die für’n Appel und’n Ei zum Mindestlohn arbeiten müssen, der nicht reicht.

Wir haben befristete Arbeitsverträge. Wir haben nur noch wenige Arbeiter – im Ruhrgebiet waren wir damals mit 60 Prozent die Mehrheit –, aber wir haben eine neue Schicht Unterprivilegierter, die Überfahrer, die Paketboten. Die nehmen sich gar nicht als Klasse wahr. Hier muss noch eine Menge Aufklärungsarbeit geleistet werden, um politisches Potenzial zu erreichen. Wir haben eine tief gespaltene Gesellschaft. Damals hatten wir deklassierte Arbeiter und eine Armutsquote von zehn Prozent. Heute sind es 17 Prozent.

Ulrich Schneider (geboren 1958 in Oberhausen) ist heute als freier Autor und als Senior Expert für GKS-Consult (Gesellschaft für Kommunikation und Soziales) tätig. Zuvor war er 25 Jahre lang Hauptgeschäftsführer des Paritätischen Gesamtverbandes. Der Erziehungswissenschaftler gilt als der „bekannteste Soziallobbyist Deutschlands“

Wie haben Sie es geschafft, als Arbeiterkind an einem altsprachlichen Gymnasium Abitur zu machen? Ich war nicht nur der Einzige in der Familie, sondern auch der Einzige auf der ganzen Straße. Das habe ich nur geschafft, weil meine Eltern an mich glaubten. Viele andere Eltern hatten dieses Klassensystem – Akademiker oben, Arbeiter unten – so sehr verinnerlicht, dass es für sie gar keine realistische Option war, ihr Kind aufs Gymnasium zu schicken. Sie konnten sich das gar nicht vorstellen. Aber mein Vater hatte großes Zutrauen in mich. Auch meine Oma. So viel Vertrauen führt zu Selbstvertrauen. Und ich fühlte mich dann auch verpflichtet. **Hat Ihre Schwester auch Abitur gemacht?** Nein, das war kurios. Sie hat das Gymnasium abgebrochen, weil sie

schwer kurzsichtig war, aber das wusste keiner, weil sie es niemandem sagte, aus Angst, dann eine Brille tragen zu müssen. Sie hat Apothekenhelferin gelernt, das klappte irgendwie. **Hätten Sie es unter den heutigen, immer neoliberaleren Bedingungen auch geschafft?** Die Rahmenbedingungen sind jedenfalls schlechter. Damals bekam ich Schüler-BAföG, dadurch war nicht der Druck da, dass ich sofort mein Kostgeld nach Hause bringen musste. Damals gab es 800.000 Schüler-BAföG-Empfänger, heute sind es 120.000. In den 1980ern hat man das Schüler-BAföG geschliffen. Und als Student erhielt ich BAföG, auch dafür waren die Voraussetzungen niedriger. Damals, unter Willy Brandt, bekam jeder dritte Student BAföG, heute sind es gerade mal 12 Prozent. Und das BAföG war damals auskömmlich, heute ist es mit 440 Euro ein Kümmersatz, liegt massiv unter der Grundsicherung mit 563 Euro. Ich weiß nicht, ob es heute noch mal so klappen würde mit dem Abitur. **„Was ist überhaupt eine Arbeiterkindheit“, fragen Sie in Ihrem Buch, „was macht einen Arbeiter aus, außer dass er körperlich ranmuss für sein Geld?“. Ihre Antwort?** Bei allen Verschiedenheiten haben Arbeiterkinder zwei Dinge gemeinsam: die wohnliche Enge, sodass man immer draußen ist. Und wir hatten alle verdammt wenig Geld. Wir mussten lernen, unsere Freizeit ohne Geld zu gestalten. **Ist heute?** Und das komplett anders. Damals waren wir die Mehrheit, wir haben die Kultur im Ruhrgebiet dominiert, die Welt war die Straße, die Straße war die Welt, man bekam von außerhalb nicht viel mit, arme Haushalte hatten keinen Fernseher. Wenn man von der High Society lesen wollte, musste man zum Friseur oder zum Zahnarzt und dort die Illustrierten lesen, das war weit weg. Heute, mit Tiktok, Instagram, bekommt man von allen Seiten zugesteckt, was man sein

und haben müsste. Man wird ausgegrenzt, wenn man wenig Geld hat und nicht mithalten kann. **Das beginnt schon auf Kindergeburtstagen.** Die Standards werden von den Wohlhabenderen gesetzt, da trauen sich Eltern gar nicht mehr, bescheidenere Geburtstage auszurichten, die kommen da nicht mit. In

„Wir fühlten uns nicht arm. Wir waren stolze Kinder stolzer Arbeiter“

dem Moment wird wenig Geld zu echter Armut und Ausgrenzung. Man ist weg vom Fenster, geht nicht mit zu Ausflügen oder ins Kino. Es sind immer dieselben Kinder, die dann angeblich krank sind. **Die Ausgrenzung wird unsichtbar?** Ich habe das als Kind anders erlebt. Wir haben uns nicht als arm empfunden – arm waren die Bettler, meist Kriegsversehrte am Straßenrand. Wir waren nicht ausgegrenzt. Wir waren stolze Kinder von stolzen Arbeitern. **Warum sind Sie „stolz darauf, ein Arbeiterkind zu sein“, wie Sie schreiben?** Der Satz geht so weiter: „... obwohl es kein Verdienst ist“. Ich weiß nicht, warum, aber wir hatten alle wirklich einen heftigen Stolz. Der konnte auch schnell gekränkt werden, dann wurde es heftig ... Es ist eine Milieuprägung. Klassenstolz. Damals gab es eine Arbeiterklasse – nicht unbedingt politisch, aber im Zusammengehörigkeitsgefühl, im Selbstwertempfinden. Heute zerfleddert die Arbeiterklasse. **Fühlten Sie sich diskriminiert, als Kind, in der Schule oder als Student?** Wir waren diskriminiert. An der Uni waren wir eine Minderheit, als ich mein Studium aufnahm, gab es 14 Prozent Arbeiterkinder dort, das ist nicht wirklich besser geworden. Wir haben nach wie vor ein Mehrklassenbildungssystem, die Selektion beginnt schon auf dem Weg ins Gymnasium. An der Uni haben die Akademiker das Sagen, andere Sprache, anderer Habitus. Aber ich hatte das große Glück, dass ich die Unterstützung eines Professors hatte. Das hilft! **Sie haben selbst zwei Kinder, die jetzt erwachsen sind. Hatten Sie manchmal das Gefühl, sie zu sehr zu „verwöhnen“?** Als sie geboren wurden, verdienten meine Frau und ich schon gutes Geld. Und ja, man ertappt sich bei solchen Gedanken, ob man sie nicht ein bisschen knapper halten sollte, dann diskutiert man auch mit seiner Frau darüber. Aber es ist ja was aus ihnen geworden. **Sind Sie eigentlich ein Pessimist?** Unsinn. Hoffnungslosigkeit gibt’s nicht. Niemals. Die Lage ist nie hoffnungslos. Aber was ich in der Regierungskoalition erlebe, ist eine zutiefst zerstörerische Sozialpolitik. Diese Gesellschaft wird in ihrem Fundament zerstört! Die aktuellen Sparpläne würden acht Millionen Menschen in Armut treiben oder deren Armut vertiefen. Und auch in einer zweiten Hinsicht ist diese Politik zerstörerisch: Sie untergräbt mit ihrem Armenbashing notwendige Solidarität in dieser Gesellschaft. Der Sozialstaatsabbau ist fast beispiellos, deshalb bin ich auch wieder in die Linkspartei eingetreten. **Hatten Sie einen Ghostwriter?** Um Himmels willen! Das schaffe ich selbst.

Katharina Körting führte das Gespräch

ANZEIGE

SOLI-DARITÄT IST HÖRBAR

Unterstütze Freies Radio in Sachsen-Anhalt!

Der Freundeskreis hilft dabei, die Unabhängigkeit des Freien Radios in Halle zu sichern. Werde Mitglied!